GERMANIC
DEPARTMENT

Die Frauen und die Frauenverehrung in der höfischen Epik nach Gottfried von Strassburg

BY

MYRTLE MARGARET MANN

A THESIS

SUBMITTED IN PARTIAL FULFILLMENT OF THE REQUIREMENTS FOR
THE DEGREE OF DOCTOR OF PHILOSOPHY
AT SMITH COLLEGE

JUNE, 1912

830.91
G41f
cop.2

GERMANIC

UNIVERSITY OF ILLINOIS

This pamphlet is a concise summary of the thesis submitted in partial fulfillment of the requirements for the degree of Doctor of Philosophy at Smith College, June 1912. The original document containing a full and detailed exposition of the points here summarized, together with complete references and quotations, is deposited in the Smith College Library.

The work was chiefly done while I was Resident Fellow in German at Smith College, under the direction of Professor E. H. Mensel, to whom grateful acknowledgments are due for his constant encouragement and his helpful criticism.

I am greatly indebted also to Professor John A. Walz, of Harvard University, under whom I worked for two years while a Graduate Student at Radcliffe College, for suggestions in connection with the choice of the subject; and to Professors C. F. A. Lange and Joseph Wiehr, and Dr. Katherine A. W. Layton of Smith College, for their assistance in the preparation of the form of the German text of the full thesis.

17 June 18 Library

During the winter of 1912–1913, while I was Travelling Fellow of Smith College and was studying at the University of Munich, this summary was prepared; it was published in the Journal of English and Germanic Philology, Vol. 12, No. 3 (July 1913).

Digitized by the Internet Archive
in 2017 with funding from
University of Illinois Urbana-Champaign Alternates

https://archive.org/details/diefrauenunddief00gill_1

DIE FRAUEN UND DIE FRAUENVEREHRUNG IN DER HÖFISCHEN EPIK NACH GOTTFRIED VON STRASSBURG

Die Nachfolger der grossen höfischen Dichter lassen sich in drei Gruppen einteilen. Die erste Gruppe umfasst diejenigen, die in der Form und in Bezug auf den Stoff die höfischen Dichter genau nachahmen oder in die Wege der alten Spielleute wieder einlenken, und deren Phantasie aus den Volkssagen genährt wurde; zu der zweiten gehören die, welche religiöse Stoffe auf höfische Weise behandeln; zu der dritten diejenigen, die unter dem Einfluss der Didaktik stehen. Manche haben das äussere höfische Ideal ziemlich vollständig wiedergegeben; alle Dichter nehmen es sich zum Vorbild, lassen sich aber von der Volkspoesie oder von ihren religiösen Absichten beeinflussen und schreiben nicht rein höfische Dichtung, sondern Spielmannspoesie oder religiöse Gedichte nach höfischer Manier und so kommt es, dass jede ihrer Dichtungen in irgend einer Beziehung—und gewöhnlich auch sehr entschieden—von dem höfischen Ideal abweicht.

Mit Ausnahme von Meier Helmbrecht, der für sich allein steht, würde dann die hier vorgeschlagene Gruppierung zu der folgenden Aufstellung führen. I. Die höfischen Nachahmungen (a). Die rein höfischen Gedichte: vom Pleier, "Meleranz", "Garel von dem blüenden Tal", "Tandereis"; vom Stricker, "Daniel von dem blüenden Tal"; und der sogenannte "Gauriel von Muntabel". (b) Dichtungen mit Elementen aus der Volkspoesie: "Reinfried von Braunschweig"; "Apollonius von Tyrland" des Heinrich von Neustadt; "Mai und Beaflor"; "Flore und Blanscheflur"; und "Partonopier und Meliur" des Konrad von Würzburg. II. Religiöse Dichtungen. (a) Dichtungen mit höfischen Elementen: "Wilhelm von Wenden" Ulrichs von Eschenbach; "Die gute Frau"; und des Strickers "Karl". (b) Die Legenden: "Der heilige Georg" des Reinbot von Durne; Hugo von Langensteins "Martina"; Konrad von Würzburgs "Silvester". "Die goldene Schmiede", "Der heilige Alexius". III. Dichtungen unter dem Einfluss der Didaktik: "Das Frauenbuch" des

Ulrich von Lichtenstein; "der Winsbeke" und "die Winsbekin".

Diese Gedichte, die etwa 250,000 Zeilen umfassen, zeigen zur Genüge das Typische für diese ganze Periode.

* * * * *

Inmitten der schweren Not des deutschen Volkes in der zweiten hälfte des dreizehnten Jahrhunderts, die durch das zügellose Raubrittertum und die ganze sittliche Versunkenheit der höheren Klassen, sowie durch den über seine Verhältnisse hinausstrebenden Bauernstand charakterisiert wird, erinnert sich der Dichter gern der herrlichen goldenen Zeit der höfischen Poesie und versucht, deren alte Ideale nachzuahmen. "Fast überall herrscht äusserliche Mode und kraftlose Nachahmungssucht, und nur wenige originelle Geister vermögen eine relativ selbständige Stellung zu behaupten" (Becker, R.: Dichtung und Wahrheit in Ulrich von Lichtensteins Frauendienst. Halle 1888. S. 2.). Der Dichter des Gauriel beginnt sein Gedicht mit einem Rückblick auf die gute alte Zeit. Er zeigt uns, dass das, was ehemals für Unglimpf gegolten hat, jetzt als ein Merkmal edler Jugend angesehen wird (1-19) und erwähnt dabei Gottfried, Wolfram und Hartmann. Der Dichter des Reinfrid rühmt das alte höfische Zeitalter im Gegensatz zu den rohen Sitten seiner eigenen Zeit. Er klagt, dass die Ritter, sobald sie heiraten, "sich verliegen", und an Turnieren zu Ehren der Frauen nicht mehr teilnehmen, weil ihnen die Ruhe daheim lieber ist (12520). Konrad von Würzburg (Herzmäre 1 ff.) behauptet, die Minne sei jetzt ganz anders geworden; er versucht denn auch nach Gottfrieds Art von "minniclichen dingen" zu erzählen (4-8), und die älteren Anschauungen von Liebe und Ehre seinen Zeitgenossen vor Augen zu führen.

Sogar der Stoff zeigt, wie sehr diese Dichter sich für das höfische Epos interessierten. Sie schreiben neue Artusgedichte, und erfinden neue Helden, wie Daniel und Gauriel, die sie zu Rittern an Artus' Hof machen. Der Pleier ahmt Hartmann in Äusserlichkeiten genau nach (Bartsch: Meleranz. Stuttgart 1861, S. 365.), ebenso auch der Dichter des "Gauriel" (Roszko's Untersuchungen S. 71. Leinberg 1903). Hartmann zeigt die allgemeinen Tendenzen der höfischen

Dichtung; seine Episoden und Ausdrücke sind deshalb leicht nachzuahmen und finden sich in einer ganzen Anzahl von Gedichten dieser Periode. Die Ähnlichkeit dieser späteren Dichtungen mit denen des Hartmann in Hinsicht auf die Episoden und Ausdrücke ist leicht erkennbar, aber ein ausführlicher Vergleich würde zu weit führen.

"Apollonius von Tyrland" ist eigentlich nur eine Sammlung von ritterlichen Abenteuern nebst solchen aus der Volksdichtung. Andere Gedichte, wie die Legenden, sind in Hinsicht auf einzelne Ähnlichkeiten unter die höfische Dichtung zu rechnen. Diese Äusserlichkeiten treten besonders in Bezug auf die Behandlung der Frauen zutage, weil diese den Mittelpunkt des höfischen Frauendienstes bildeten. Während die Männer ebenso wie in ihren äusserlichen Lebensverhältnissen auch in der Dichtung schon früh den höfischen Anstrich verlieren, haben die wichtigeren Frauengestalten in jedem Gedicht in irgend einer Eigenschaft eine Ähnlichkeit mit denen der höfischen Dichtung. Die Behandlung dieser höfischen Elemente und ihre Weiterentwickelung—wie sie sich verändern oder ganz verschwinden—ist eine dreifache.

Zuerst wollen wir die mehr äusserlichen Einzelheiten in der Beschreibung der Frauen betrachten—Schönheit, hohe Geburt, "zuht" und "tugent", höfische Sitten und Gebräuche, die in allen hier berührten Gedichten fast ebenso dargestellt werden wie in der klassischen höfischen Dichtung, und die sich auch leicht beibehalten lassen selbst da, wo grössere Veränderungen der Lebensanschauungen stattgefunden haben; zweitens, solche Elemente, wie das Lob der Frauen, den Frauendienst selbst, die Verteidigung bedrängter Frauen, die Herrin und den Lohn—welche trotz Beibehaltung der äusseren Form des höfischen Frauendienstes, sogar in den genauesten Nachahmungen dieser höfischen Ideale die unhöfischen Gesinnungen der Zeit zeigen; drittens, die Elemente, die den gänzlichen Verfall der höfischen Ideale und das Entstehen des Realismus darstellen.

* * * * *

I.

Die äusserlichen Elemente.

Soweit die Dichter überhaupt eine Beschreibung der Frauen bieten, machen sie ganz im Geiste der höfischen Dichtung (jedoch mit Ausnahme der schlechten Frauen und einiger aus den niederen Ständen) die Schönheit zu einem allgemeinen Attribute des weiblichen Geschlechtes. Sogar in den religiösen Gedichten sind die wichtigeren Frauengestalten schön. "Meier Helmbrecht" weicht in dieser Beziehung allein von den Dichtungen dieser Periode ab; nur auf die einmal erwähnte Nonne wird dieser Ausdruck angewendet.

In ihren Schilderungen bedienen sich die Dichter nicht selten übertriebener Ausdrücke — jede Frau ist die allerschönste, die allerherrlichste—häufig ist der Vergleich mit Engeln. Besonders in Bezug auf die Jungfrau Maria wird diese Art der Beschreibung gern angewendet. Die Dichter scheinen die körperliche Schönheit als unbedingt erforderlich für die Frauen zu betrachten. Doch fehlt überall (wie bei den Klassikern) Anschaulichkeit, denn die Dichter beschränken sich auf die Darstellung einzelner Teile des körpers und wir erhalten kein Gesamtbild. Alle Frauen sind schön, aber ob sie alle gleich aussehen, oder ob sie von einander verschieden sind erfährt man nicht. Selbst die ausführlichsten Beschreibungen sind ganz allgemein gehalten, und nur in den Gedichten, die dem Artuskreise nicht angehören, nehmen bestimmtere Schilderungen grösseren Raum ein. Die Farbe der Augen wird zum Beispiel nur einmal erwähnt (Apol. 15049). Das Haar wird ganz im Geschmack der Zeit fast immer als goldfarbig, häufig auch als lang und gelockt beschrieben. Nur ein einziges mal wird braunes Haar gerühmt. (Beaflor 9:34), und Ulrich beschreibt seine zweite Herrin als eine Brunette (Frauendienst 1619). Die Kleidung der Frauen ist, sogar in den religiösen Dichtungen, getreu dem höfischen Muster, immer als schön und kostbar geschildert.

Ein mit wirklichem Geschick angewandter Kunstgriff ist die indirekte Darstellung der Schönheit mittelst der Beschreibung ihrer Wirkung auf andere. Flordibel ist z. b. von so ausserordentlicher Schönheit, dass Tandereis vor ihr sprach-

los und stumm dasteht (Tand. 1292). Frauenschönheit kann grausame Herzen mild und harte weich machen (Reinf. 2129). Die Schönheit ist in den weltlichen und auch in den religiösen Dichtungen die indirekte Voraussetzung und Veranlassung zu der Minne. Meleranz verliebt sich sogleich in Typtomie wegen ihrer Schönheit (Meleranz 834). Ebenso Reinfrid in Yrkane (Reinf. 390). Die Königin von Aschalon sei zur Minne geschaffen (Reinf. 23100). Auch die Schönheit der Maria ist solcher Art, dass die "himelvürsten" sich in sie verlieben würden (gold. Schmiede 586). In dieser Beziehung erinnert diese Minne an die höfische: sie folgt notwendigerweise auf die Schönheit, ist jedoch ohne Sünde. Auch da, wo diese Schönheit durch die Umstände, wie z. b. durch grosse Leiden und Schmerzen stark beeinträchtigt wird, verfehlt sie ihre Wirkung nicht. (Flore u. B. 6868; Tand. 8097). Bene ist schön in ihrem Elend (Wilhelm v. Wenden 4315), auch als ältere Frau und Mutter eines achtzehnjährigen Jünglings (4737).

Die Beschreibung der äusseren Schönheit hat jedoch in einigen Fällen geringe Veränderungen erlitten. In manchen Gedichten ist die Schönheit schon nicht mehr unter allen Umständen möglich. Irekel, sagt der Dichter, wäre hübsch, wenn sie ordentlich angezogen wäre. (Part. 8632). Jetzt sind schöne Kleider notwendig (Frauenb. 601 : 10) ; keine Frau ist so schön, dass hässliche Kleider sie nicht hässlich machen würden (Frauenb. 605 : 7). Ulrich preist jetzt schliesslich (Frauendienst 1755) die "güete" über die Schönheit, die Frau ohne "güete" ist wie eine schöne Blume ohne süssen Geruch. Selbst wenn eine *gute* Frau keine körperlichen Reize besitzt, ist sie trotz alledem schön, und keine Farbe steht der Frau so schön wie die "güete".

Die Frauen in der klassischen höfischen Dichtung sprachen selten auf unhöfische Weise, vielmehr mit "zuht" und "süeze". Das findet man auch meistenteils in den Gedichten dieser Periode. An Stelle der "zuht" tritt aber jetzt in einigen Dichtungen die Religion, und in der Darstellungsweise der Frauen und ihres Benehmens macht sich ein recht starker Naturalismus bemerkbar (Georg 4164). In den religiösen Gedichten wird die höfische Eigenschaft der "tugent"

—jetzt aber mit starkem religiösen Anstrich—besonders hervorgehoben (Wilhelm Wenden 657, Alexius 217, Martina 3:96). Dies geschieht besonders mit Bezug auf die Jungfrau Maria, deren Tugend niemand genug loben kann (Georg 2774, Gold. Schmiede 242, 1972). Auch das Ideal, das die Winsbekin ihrer Tochter vorhält, ist die Tugend.

Die meisten höfischen Sitten und Gebräuche mit Bezug auf die Frauen sind in den Gedichten zu finden, die ihren Stoff aus dem Artuskreise schöpfen; hier lassen sie sich in sehr grosser Anzahl verzeichnen. Die Sitten, die im "Frauendienst", im Tristan, und in der "Herzmäre" zur Darstellung kommen, zeigen alle das Verhältnis des überspannten Frauendienstes. Diese Dichter kümmern sich nicht allzusehr um das äusserliche Leben noch um die gesellschaftlichen Formen im täglichen Verkehr zwischen Frauen und Männern, sondern nur um die Minne und deren Befriedigung.

Die anderen weltlichen Gedichte bewahren auch viele der äusserlichen Sitten des höfischen Lebens. Der Dichter des Reinfried, dessen bewusste Absicht es war, ein höfisches Gedicht herzustellen, beschreibt die meisten dieser höfischen Sitten. Der Dichter des Apollonius jedoch schwelgt am liebsten in der Schilderung der Wunder des Morgenlandes, und erwähnt nur solche heimische Sitten und Gebräuche, die sich mit seinen Abenteuern in Einklang bringen lassen. Obgleich die drei Gedichte, Mai und Beaflor, Flore und Blanscheflur, und Partonopier unter die höfischen Nachahmungen gerechnet werden, sind die höfischen Elemente bis auf einige Spuren daraus verschwunden. Einige ganz allgemeine Sitten in Bezug auf die Frauen werden berührt, z. b. die Frauen wohnen den Turnieren bei (Mai und Beaflor 7:19), und danken den Rittern für ihre Tapferkeit; viele Frauen erscheinen am Hofe (71:5), bei Tische sitzen die Gäste in bunter Reihe (8:27; 85:35). Im Flore und Blanscheflur gebraucht der Dichter gar oft das Wort "amie" (1430, 2496 usw.). Irekel tadelt Partonopier wegen der Unhöflichkeit, sie so lange stehen zu lassen (Part. 10838). In Vertretung des Landesherrn schlägt Meliur Partonopier zum Ritter (11880); während des Turniers sitzt sie in einem Turme, um dem Kampfe zuzusehen (13458); um sich einen Mann zu wählen, schickt sie einen

Boten in alle Länder aus (1816). Ferner verlangt Meliur, Partonopier solle zuerst "ritters namen" erwerben, ehe sie ihn heiraten wolle (1901), und bei der Hochzeit findet ein herrliches Fest statt (17400).

In allen religiösen Gedichten leben zwar die Sitten und Gebräuche weiter, treten jedoch spärlicher auf und sind für den Dichter bloss das Mittel, seinem Werke einen höfischen Anstrich zu geben. Sie bilden nur den Rahmen für rein religiöse Motive. Einige Dichter machen jedoch etwas ausgiebigeren Gebrauch davon, z. b.: Wilhelm von Wenden ist ein Fürst, an dessen Hof Ritter und Frauen ein glänzendes Leben führen, und wo höfische Sitten herrschen, und Turniere "ze wirdekeit" der Frauen häufig stattfinden. Der Dichter erzählt, wie sich Wilhelm, noch vor dem Tode seines Vaters, mit einer Prinzessin verlobt, die ihm in sein Land gebracht wird, und der zu Ehren er ein grosses Fest veranstaltet (70). Nach höfischer Sitte empfängt Bene selbst die Gäste auf dem Feste (1406) und beschenkt Arme und Reiche (1631). Weil es dem höfischen Brauche entgegen gewesen wäre, sich früher als die Frauen niederzusetzen, wartet Wilhelm, bis diese alle Platz genommen haben (1518). Nach französischer Art sitzen die Gäste bei Tisch in bunter Reihe (1522), und Bene wird das Wasser erst dann gereicht, nachdem es allen anderen Frauen angeboten worden ist (1512). Auch der Dichter "der guten Frau" liebt die äusserlichen Formen des Frauendienstes: der Ritter will "sîner vrouwen" (24) durch Turniere dienen und bittet um Urlaub, um auf Abenteur zu ziehen (403); denn der Ritter darf sich nicht "verliegen" (449), und zum Lohne begehrt er ihre Minne (480).

In den Legenden kommen auch höfische Sitten und Gebräuche vor. An Daziens Hofe finden Turniere statt (Georg 2253). Dazien übergibt Georg der Kaiserin (2392), die ihn bei der Hand nimmt und ihn in ihre Kemenate führt (2460), wo viele schöne Frauen sind, von welchen eine Jungfrau ihm zu Ehren zur "welschen fidel" singt. Die Kaiserin lässt Georg nach "französischer sitte" an ihrer Seite speisen. In Bezug auf diese hohe Auszeichnung sagt der Kaiser, Georg möge sich freuen, denn die Kaiserin erweise ihm dadurch eine grosse Ehre, die er nur dulde, da es Sitte ihrer Heimat

sei (Georg 2506). Daziens Worte beweisen, dass diese Gewohnheit wohl nicht damalige Sitte war, wenigstens nicht in den ihm bekannten Landen (sonst wäre diese Erklärung unnötig), und das ganze ist wohl nur ein Rückblick auf die höfische Sitte. In den meisten Legenden aber ist die Schönheit das einzige höfische Merkmal, welches übrig geblieben ist.

Ausserhalb der Artusgedichte gibt der Dichter im grossen und ganzen den Sitten und Gebräuchen überhaupt diejenige Form, welche seinen Zwecken und der Wirklichkeit am meisten entspricht, und stellt das Verhältnis zwischen Männern und Frauen in einem weit natürlicheren Lichte dar. Höfische Sitten und Gebräuche haben jetzt manchmal einen anderen Wert als vormals oder sind nicht mehr Sondergut der ritterlichen Etiquette. Im Gegensatz zur früheren Sitte redet Meliur Partonopier nicht mehr mit "ir" an, obgleich der Ritter diese Höflichkeitsform immer gebraucht. Auch gilt in diesem Gedicht der Kuss nicht mehr als höfische Sitte, sondern als Ausdruck der Liebe oder der Minne (Part. 1708), und Meliur klagt, sie dürfe Partonopier vor den Leuten nicht mehr küssen (17374) noch loben (15204).

Die Darstellung des Lebens in dem Winsbeken und in der Winsbekin ist auch vorwiegend realistisch. Was sich von den alten konventionellen Formen erhalten hat, ist von geringer Bedeutung. Die konkreten Bestandteile dieser Dichtungen scheinen der Wirklichkeit entnommen zu sein, aber leider wird diesen Dingen wenig Raum gewährt, worauf zurückzuführen ist, dass auch die äusseren konventionellen Formen des Rittertums nur geringe Beachtung finden. Die Ansichten der Winsbekin sind in manchen Beziehungen natürlicher als die rein höfischen. Sie meint, die edle Frau habe keine Aufsicht nötig, um sich vor Unehre zu bewahren, denn sie könne sich selbst hüten (291); Überwachung von seiten Anderer kränke das Ehrgefühl der Frauen und erreiche nicht einmal den beabsichtigten Zweck. Die Minne solle von Herzen kommen, sie könne nicht von aussen erregt werden (311).

"Das über seinen Stand hinaus strebende Bauerntum und ein unter seinen Stand versunkenes Rittertum wird (im Meier Helmbrecht) derb naturalistisch . . . . doch zugleich mit einem wehmütigen Rückblick auf eine vergangene bessere

Zeit dargestellt'' (Vogt in Pauls Grundriss II²:211). Lemberslint empfängt Gotelinde auf höfische Weise (Meier Helmbrecht 1461) ''wilkomen frou Gotelint''. Der Dichter sagt, die Hochzeit der beiden übertreffe die Herrlichkeit an Artus' Hofe (1478). Auf die ''hube'' des Helmbrecht stickte die Nonne ein Bild aus dem höfischen Leben (97); und der alte Helmbrecht schildert das höfische Treiben seiner Jugend, wo die Frauen am gesellschaftlichen Leben teilnahmen und den Turnieren beiwohnten (925). Die höfische Sitte nachahmend, sagt der junge Helmbrecht: (328) ich wil mich nicht durch wîp verligen. Diese Schilderungen sind aber eigentlich keine echt höfischen Darstellungen. Mit dem Verfall des Rittertums geht auch die höfische Sitte zu Grunde, und in den Nachahmungen der hochmütigen Bauern wird sie direkt zur Verzerrung. Die Schönheit, die auch in diesen Dichtungen immer noch eine wichtige Rolle spielt, wird hier kaum erwähnt und wo dies geschiet, fehlt jeglicher Anklang an die frühere Wertschätzung. So könnte man sagen, dass die ganze Schilderung des ritterlichen Lebens hier fast an Karikatur streift.

* * * * *

II.

Die wesentlicheren Elemente des Frauendienstes.

Trotzdem die meisten von diesen Dichtern noch grossen Nachdruck auf die äusseren Formen der Frauenverehrung legen und sich in ihrer Darstellung der überbrachten Ausdrucksweise der höfischen Dichter bedienen, erkennen wir doch aus ihrer Schilderung der wesentlichen Elemente eine durchgreifende Veränderung in der Gesinnung der Zeit. Denn obwohl die äusserliche Form oft die alte bleibt, ist der Geist, der das Verhältnis zwischen Männern und Frauen beherrscht, ein ganz anderer geworden.

Wie die Klassiker des Mittelalters erteilen viele Dichter dieser Periode den Frauen reichliches und begeistertes Lob. In der Mehrzahl der weltlichen Dichtungen macht sich hierin kein sehr grosser Unterschied bemerkbar. Die didaktischen Dichtungen bieten aber weniger Gelegenheit, die Frau zu loben, was auch dem naturalistischen Ton dieser Dichtungen zuwider ist. Doch hat der Dichter keineswegs die Achtung

vor dem weiblichen Geschlechte verloren, und aus dem Rückblicke auf vergangene Zeiten können wir im Winsbeken und in der Winsbekin deutlich die Trauer des Dichters um das Verschwinden der früheren Ideale heraushören. Als Verehrer der Frauen und als Vertreter der höheren Ideale der Minne preist der Winsbeke die Frauen in fast überschwänglicher Art (111).

Doch singen einige Dichter dieser Periode ihr Lob aus ganz anderem Grunde, nämlich aus einem religiösen. Man solle sie ehren, weil der liebe Gott eine Frau zur Mutter erkoren; denn durch diesen Umstand sei die Stellung der Frauen erhöht worden (Martina 94 : 78). Selbst in den abhängigsten Nachahmungen, sowie in den Legenden ist das Lob der Frau nicht mehr unbeschränkt. Der Pleier sagt ausdrücklich (Tand. 17461), er ehre nur die guten Frauen. Ulrich schränkt sein Lob der Frauen am Ende seines "Frauendienstes" ein und lobt jetzt nicht mehr alle Frauen, sondern nur die guten (XXII:15).

Noch auffälliger ist der Wandel, der sich in dem sittlichen Wesen des Frauendienstes vollzieht. Das Verhältnis zu den Frauen verliert mehr und mehr seinen geistigen Charakter und wird schliesslich in die materielle Spähre herabgezogen; gleichzeitig werden die unhöfischen Frauengestalten zahlreicher. Die weltlichen Gedichte, die ihre Themata der Artussage entnehmen, haben naturgemäss die äussere Form und teilweise auch das geistige Niveau bewahrt, während wir in den andern Gedichten dieser Gruppe einerseits Übertreibungen des höfischen Ideals, anderseits aber eine mehr natürliche Auffassungsweise treffen. Turniere zu Ehren der Frauen oder der Herrin im besonderen finden wir beschrieben auch in Gedichten, die ausserhalb des Artuskreises stehen. Mit dem Streben nach Ruhm, das einen so grossen Teil des ritterlichen Lebensideals ausmachte, verband sich bei diesen Dichtern wie bei den Klassikern das Gebot, den Frauen besonderen Schutz zu erweisen und sie in bedrängter Lage zu verteidigen. Hier aber wird diese Pflicht als eine Bürde empfunden (Dan. 1843). In den Artusgedichten dient der Ritter immer noch einer bestimmten Frau, aber diesen Frauendienst in seiner echt höfischen Form findet man nicht in den andern Gedichten. Die

Werbung um die Gunst einer Frau, die ungnädig ist, kommt nur in Ulrichs "Frauendienst" vor. Auch hier sowie im Tristan und in der Herzmäre ist der Frauendienst nicht mehr die alte, von seiten des Ritters selbstlose Aufopferung, sondern das Streben nach Minne, nach Befriedigung seines leidenschaftlichen Begehrens. Die Claudin-Kalubin Episode (Tand. 10557) zeigt zur Genüge, dass der Ritter nicht mehr bloss zum Zeitvertreib um die Gunst seiner Herrin wirbt, denn hier, da der erhoffte Lohn ausbleibt, rächt sich der Werber durch grobe Behandlung seiner Angebeteten. Auch Partonopier naht sich nicht als Flehender, er wirbt nicht lange um die Gunst seiner Herrin, sondern er fordert sie einfach und scheut sich nicht, mit Gewalt seinen Willen durchzusetzen (Part. 1566). Er lebt ganz seinen Neigungen und denkt nicht daran, irgendwie seiner Herrin zu gefallen, was er sich allerdings ersparen kann, da ihm diese grosses Entgegenkommen zeigt, anstatt ihn nach höfischem Gebrauche zuerst ungnädig zu behandeln.

Soweit der Frauendienst in den religiösen Dichtungen überhaupt noch vorhanden ist, tritt er in stark veränderter Form auf. Wilhelm von Wenden vollbringt seine abenteuerlichen Taten im Interesse der Religion, obgleich sie angeblich im Dienste der Frau geschehen. Er verlässt sie gegen ihren Willen (1107) und ohne ihre Erlaubnis (2411), ja, sogar ohne dass sie davon weiss. Als er nach langer Abwesenheit wieder mit ihr zusammenkommt, ist sein erster Gedanke ein religiöser: sie ist eine Heidin (7525), und er darf sie als seine Frau nicht wieder zu sich nehmen: alles dies ist dem Geiste des eigentlichen Frauendienstes zuwider. Auch in der "guten Frau" hat die Heldin durchaus keinen Gewinn durch diesen angeblichen Minnedienst. Ihr Gatte will ihr durch Turniere dienen (403) und zum Lohne möchte er nur ihre Minne bekommen, doch würde sie alles gern gewährt haben, wenn er bei ihr geblieben wäre. Dass er bereit ist, seine Frau zu verkaufen, beweist den vollständigen Niedergang der Frauenverehrung. Der Dichter des heiligen Georg ordnet gleichfalls seine höfischen Anschauungen dem religiösen Zwecke seines Gedichtes unter und besingt das himmlische Glück als das einzig erstrebenswerte auf dieser Welt. Alexius ist sogar fast

grausam gegen Mutter und Gattin, die er wegen "gotes minne" verlässt. (213)

In "Meier Helmbrecht" wird das alte höfische Ideal durch das Ideal des Raubrittertums verdrängt. Statt der Minne dienen die Ritter dem Wein (1001), der Mann, der die Frauen dem Weine vorzieht, ist nach der Meinung des jungen Helmbrecht ein Narr. In dieser Auffassungsweise können wir keine Spur mehr von dem ritterlichen Frauendienst entdecken. Im Partonopier, im Flore und Blanscheflur, und im Georg ist die "zuht" in dem Benehmen des Mannes nicht mehr zu spüren; anstatt der zeremoniellen Hochachtung den Frauen gegenüber zeigt sich hier rücksichtslose Roheit.

Die didaktischen Dichter beschäftigen sich zwar nicht mit der Frage des Frauendienstes an sich, doch sprechen sie es unverhohlen aus, dass es einem edlen Manne gezieme, sich dem Dienste des schönen Geschlechtes zu widmen. Ulrichs Verhältnis zu seiner Herrin, die er im Frauenbuch erwähnt, ist rein höfisch. Er schreibt das Buch auf ihren Befehl. Sie ist ihm vor allen Frauen lieb, und er ist bereit, ihr in allem zu dienen, obgleich er erklärt, es sei nicht mehr Mode (609:15). Der Winsbeke behauptet: gar schlecht ist des Mannes Herz, das durch die Liebe zu einer Frau nicht geläutert wird (142), denn sie heilt alle Sorgen und bringt immer Ehre. Aber nicht nur Minne—nicht Minnedienst—betont der Dichter, sondern die Minne, die zu "rechter ê" (72) führt. Wenn Gott ihm eine Ehefrau gibt, solle er sie wie ein Kleinod hochschätzen und lieben (71). Die Winsbekin meint, die Minne sei die höchste Weltmacht, und sucht die Tochter von der alten idealen Minne zu überzeugen.

Obgleich diese Dichter den Versuch machen, den alten Idealen des Frauendienstes neues Leben einzuflössen, verrät doch Ulrichs Schilderung der realen Welt (im Frauenbuch) nur zu deutlich, dass die alte Auffassung in der Wirklichkeit bereits verschwunden ist. Er klagt über den Verfall des alten Frauendienstes, und die Frauen selbst klagen darüber: die Dame beschuldigt die Männer der rücksichtslosen Vernachlässigung, die sich nicht mehr der Schönheit und der "Güete" der Frauen freuen. Die Winsbekin warnt ihre Tochter vor den "valschen" Männern, die schöne Kleider tragen und

''süeze'' Worte sprechen, doch dabei die Frauen betrügen (164).

Wie gross die Einbusse ist, welche die Frau an ihrer bevorzugten Stellung erlitten hat, erkennen wir vielleicht auch daran, dass die Frau nun manchmal wieder als die werbende auftritt. Antonie verlangt Tandereis zum Gatten, weil sie ihm das Leben gerettet (15846). Die Mohrin wirbt vergeblich um Apollonius und schleicht sich in der Nacht zu ihm (14205). Meliur lockt Partonopier zu sich, weil er ihr zum Manne ziemte (1830). Auch Igla lockt Anschelm zu sich, ohne darauf zu warten, dass er um sie werbe. Sie verlangt seine Minne und sucht ihn durch List zu gewinnen (Part. 18010).

Vom Frauendienst im allgemeinen sagt Weinhold: ''Der ritterliche Frauendienst galt vorzugsweise verheirateten Frauen . . . . . und das Ziel des Verhältnisses war nicht die Ehe'' (Deutsche Frauen im Mittelalter I : 230). In drei Gedichten—Frauendienst, Tristan, Herzmäre—wirbt der Ritter um eine verheiratete Frau, ohne dass das Ziel die Ehe ist. Ulrich von Lichtensteins erste Geliebte ist eine verheiratete Frau. Trotzdem er selbst eine Gattin hat, denkt er in seinem Unglück nur an die Herrin. Tristan wirbt um eine Jungfrau, die weisshändige Isolde, und nimmt sie nach dem damaligen Gebrauch zur gesetzmässigen Ehefrau. Aber tortzdem dient er zur gleichen Zeit der ''blunden'' Isolde, der Gattin des Königs Marke. Kaedin erstrebt die Minne der Kameline, doch begehrt er sie nicht zur Frau. Später gewinnt er die Minne der Frau eines Edelmannes, Nampotenis. Das erstrebte Ziel des Werbens ist jedoch in beiden Fällen weder die Minne der klassischen Poesie noch die Ehe. Aber in allen andern Gedichten, in denen ein Ritter um eine Frau wirbt, ist diese unverheiratet.

Nur in Ulrichs ''Frauendienst'' finden wir dieselbe Auffassung des Minnelohnes wie in der überspannten höfischen Dichtung. Meleranz z. b. gewinnt seinen Lohn, weil Tytomie sich in ihn verliebt; Tandereis erhält Flordibels Gunst, ohne irgend welchen Dienst: die beiden jungen Leute wachsen am selben Hofe auf und verlieben sich in einander. Sogar in Tristan ist keine Rede von Lohn, denn Isolde begehrt Tristans Minne ebenso sehr als Tristan die ihrige und gewährt

sie ohne Dienst oder Verdienst. In den übrigen Gedichten besteht der Minnelohn anscheinend gewöhnlich im Liebesgenuss, oder es tritt ein unbestimmtes himmlisches Glück an seine Stelle, wie in den religiösen Dichtungen. Das übersinnliche Ideal des Rittertums ist ganz verschwunden.

Obgleich die Minne des Mannes oft mehreren, ja sogar vielen Frauen gilt, bleibt die der Frau einem einzigen in unwandelbarer Treue gewidmet, und in dieser treuen Liebe besteht der Hauptcharacterzug der meisten Heldinnen dieser Periode. Die Minne, welche z. b. Apollonius empfindet, gilt nicht nur *einer* Herrin, denn er wechselt die Geliebte, sobald er eine andere schöne Frau sieht; aber jede seiner Geliebten bleibt ihm treu.

Unter den Frauengestalten findet man den höfischen Typus reichlich vertreten: die bedrängte Frau, die schöne, zuverlässige Dienerin, die treue Gesellschafterin und Ratgeberin, die Jungfrau, die den Ritter aus Gefahr rettet, und die Herrin selbst. Alle diese zeigen die bekannten höfischen Eigenschaften, "zuht", "tugent", und "güete". Auch ausserhalb der Artusgedichte finden sich höfische Frauen. Blanscheflur z. b. zeigt keine besonderen Charakterzüge, die der höfischen Frau nicht eigen sind. Nach aussen ist Yrkane eine konventionelle höfische Frau. Sie verliebt sich in Reinfrid, aber sie lässt ihn nicht merken, wie sehr sie ihn liebt, und stellt sich, als ob sie seine Liebe nicht erwidere (3205). Der höfische Kuss aber, mit dem sie ihn als Sieger beim Turniere auszeichnet, ist auch zu gleicher Zeit ein Ausdruck ihrer herzlichen Liebe (2475). Die Darstellung des ruhigen Benehmens der Meliur, als sie Partonopier in ihrer Kammer findet, und ihre Forderung, Partonopier solle sie erst nach drei Jahren anschauen, sind für die überspannte höfische Dichtung charakteristisch.

Im "Frauendienst", im Tristan und in der Herzmäre bewegt sich das Leben der Frauen gänzlich in den Geleisen des überspannten Minnedienstes. Trotzdem Ulrich von Lichtensteins erste Herrin seinen Dienst zuerst verschmäht, ermutigt ihn ihr Verhalten zu weiterem Dienst. Die Attribute der hohen Geburt und der Schönheit sind beibehalten, aber Tugend und Treue in echt klassischem Sinne sind nicht mehr vorhanden. Die Treue dem Geliebten gegenüber führt so-

wohl im Tristan als in der Herzmäre zur Untreue gegen den Gatten. Kassie (Tristan 5748) ist z. b. eine verheiratete Frau, doch hat sie gleichzeitig einen Geliebten, den sie in der Abwesenheit ihres Gemahls empfängt. (6040). Wie auch bei Gottfried gewinnt Isolde Tristans Minne durch List gegen ihren Gatten. Nicht einmal, sondern viele Male wiederholt sich der Betrug. Isolde grüsst Tristan nur mit verstohlenen Blicken (2562). Der Dichter sagt, ihres Herzens Gruss sei nicht der Gruss, den ihm ihre Augen geben, die Tristan nur selten ansehen; denn sie fürchte, Marke werde Verdacht schöpfen. Nur zum Scheine will sie Marke treu bleiben. Die Heldin der Herzmäre ist ebenfalls nur dem Geliebten treu. Um den Argwohn des Mannes zu mindern, bittet sie den Geliebten, wegzugehen, bis der Gatte alles vergessen habe; dann dürfe er zurückkehren, damit sie ihre Liebe ungestört geniessen können.

Neben diesen höfischen Frauen treten gewisse unhöfische der Volksdichtung entnommene weibliche Gestalten auf, die jedoch mit gewissen höfischen Eigenschaften ausgestattet sind, z. b. die herrlichen Frauen aus "Amazonie" (Reinf. 19430), starke kriegerische Frauen. Der Pleier beschreibt ein ungeheueres Weib, mit namen Fidegart, die mit furchtbarer Kraft kämpft, um den Tod ihres Mannes von Garels Hand zu rächen und dabei noch brutaler als ein Mann ist (Garel 6037). Heinrich von Neustadt schildert uns die ungeheure Flata (Apol. 4370) als des "tiuwels weib", das ein schreckliches Gesicht, Drachenfüsse und einen weiten Mund hat.

Die höfischen Frauen waren immer gut, mild und freundlich. Bei diesen Dichtern aber sind schlechte Frauen nicht selten, die durch List und Betrug sowohl als durch Unfreundlichkeit allerlei Unheil anstiften. So bedroht z. b. Eliacha, Mais Mutter (67:31), seine Frau mit Schmähworten (67:29), verlässt seinen Hof voller Zorn und versucht Beaflor auf hinterlistige Weise zu töten. Tarsias Pflegemutter Dionsiades ist eine eifersüchtige, böse Frau (Apol. 15267), die Tarsia wegen ihrer Schönheit ermorden will. Trotzdem sie hässlich und bösartig ist, weiss sie sich zu verstellen und "süeze" zu sprechen.

Bei vielen Frauengestalten hat die religiöse Tendenz des

Dichters die klassischen Merkmale verdrängt. Anstatt sich auf höfische Weise zu benehmen, lassen sie sich in ihrem Handeln durch religiöse Erwägungen bestimmen und dadurch büssen viele Frauen ihre Natürlichkeit ein. Bregmunda, z. b. ist in erster Linie eine religiöse Gestalt. Die Götter, die sie lange verehrt, lassen sie und ihren Gemahl im Stich; sie können ihnen in dem Kampfe gegen Karl keinen Beistand leisten. Erzürnt gegen die alten Götter, lässt sie ihre Tempel zerstören und gelobt, sie nie wieder zu verehren. Sie klagt, dass ihr Gatte ein Heide sei, und würde gern alles aufopfern, ihn zu retten (10345). Die zwei Frauen im Georg, die von Natur liebende, gute Frauen sind, werden dadurch völlig verwandelt, dass der Dichter ihnen seine asketischen Ansichten aufzwingt. Die Gastfreundlichkeit und die Liebe der Witwe zum Sohne werden von dem Dichter hervorgehoben (1934). Die Heilung ihres Kindes macht einen so mächtigen Eindruck auf sie, dass sie von nun an eine aufrichtig ernste Anhängerin des einen Gottes wird. Wie Georg selbst ist Alexandrina eine religiöse Gestalt, eine Märtyrerin. Man kann aber ihre frühere Natur in der Scene der Rückgabe des Ringes an Dazien ahnen. Sie hat die Kraft, die schrecklichsten Martern zu ertragen. Trotzdem ihr Gatte sie an den Brüsten aufhängen lässt (4228), redet sie zu den Heiden und ermahnt sie, sich taufen zu lassen (4275). Sie besitzt einen so starken Glauben an Gott, dass sie sich mit freudigen Gedanken an den Himmel zum Tode verurteilen lässt (4611). Selbst dasjenige Gefühl, welches sich bei den Frauen dieser Periode als das stärkste erweist, nämlich die Liebe, wird dem religiösen Zwecke des Dichters zum Opfer gebracht. Sie überhäuft den Gemahl mit den schrecklichsten Verwünschungen (4164), die einem Weibe garnicht ziemen. Ihre Religion hat sie von ihrem Gemahl getrennt, und sie kann nicht länger bei ihm bleiben; die Krone und allen Besitz, sowie den Ring, das Zeichen ihrer Liebe, gibt sie ihm zurück (4552). Dass sie ein weiches Herz gehabt hat, beweist der freundliche Empfang Georgs, den der Kaiser zu ihr führt, und ihre Verteidigung der Armen gegen die Heiden (2455).

Die Dichtungen des Marienkultus zeigen in Bezug auf die Frauen auch höfische Elemente, die aber entschieden verän-

dert sind. Maria ist die allerhöchste Frau, die je gelebt hat (Gold. Schmiede 1). Sie ist in jeder Beziehung ohne Makel (Georg 973), und wird als die Geliebte des Herren betrachtet, doch ist sie zu gleicher Zeit seine Mutter und seine Tochter (Georg 961, 2554). In der Martina wird ihre "kiusche" besonders hervorgehoben (Martina 3:96), ohne die das Wunder der Geburt des Herrn, dass sie trotz ihrer Mutterschaft noch "maget" blieb (3:103), nicht möglich wäre. Die Eigenschaften, die Jesu und dem lieben Gott gewöhnlich zugeschrieben werden, werden jetzt manchmal der heiligen Jungfrau beigelegt. Sie tröstet alle (Gold. Schmiede 540); sie heilt die kranken Seelen der Menschen (807), die Sünder sowie die Traurigen und die Kranken (1326). Sie hat sogar bei der Schöpfung mitgeholfen (544).

Nach der Maria hält der Dichter die heilige Martina für die vollkommenste aller Frauen. Sie ist gut, hilft den Armen (Martina 5:87, 110), und wird vom Volk geliebt (140:60). Ihre Tugend beschützt sie, so dass sie die schrecklichsten Martern erdulden kann (16:18); denn weil die Tugend einen so festen Platz in ihrem Herzen hat, ist sie unverwundbar; weder Mann noch Weib, sogar nicht einmal des Teufels Macht kann sie verführen (6:27). In ihrer Frömmigkeit verschmäht sie weltliche Freude (9:18) und setzt ihr ganzes Vertrauen auf Gott. Durch diesen Glauben hat sie die Kraft, die heidnischen Götter zu besiegen, den heidnischen Tempel zu zerstören und elf Martern zu erdulden. Sie wird mit eisernen Stangen geschlagen (55:80); ihre Augenbrauen werden mit Zangen ausgerissen (72:109); ihre Füsse und Hände werden ihr vom Leibe gebrannt (216:22),—aber niemals wankt ihr starker Glaube (165:50).

* * * * *

III.

Der Realismus.

In den höfischen Dichtungen dieser Periode sind auch entschieden realistische Bestandteile zu finden, die in drei selbständige Gruppen zerfallen. An erster Stelle finden wir hier und dort realistische Einzelheiten und Bemerkungen des Dichters, die in keinerlei Beziehung zu dem Hauptthema

stehen und welche zeigen, dass die Dichter starken Anteil an der Wirklichkeit nehmen, und sich nicht länger auf die blosse Vorführung abstrakter Ideale beschränken. Die Nonne im Meier Helmbrecht muss ihren Lebensunterhalt durch Arbeit verdienen (120). In Flore und Blanscheflur (475) meint der Dichter, eine Frau könne sich nur auf e i n e Weise an ihren Feinden rächen, nämlich nur durch Weinen. Der Stricker bemerkt, es wäre schade, wenn eine Jungfrau ihr schönes Haar abschneiden liesse, um sich als Mann zu verkleiden (Dan. 4715). Trotz seiner Freude an Turnieren und Abenteuern, hat der Pleier gefühlt, wie schrecklich die Turniere für die Frauen waren, den er klagt über die Folgen des Kampfes:

Garel 15221: dâ von vil maneger flôs den lîp,
den bêdiu kint unde wîp
dâ heime klagten sêre.

Zweitens machen die Dichter den Versuch, uns ein der Wirklichkeit entsprechendes Bild der damaligen Zustände vor Augen zu führen, die sie mit tiefem Bedauern über den Verfall der ritterlichen Sitten den glorreichen Idealen der Vergangenheit gegenüberstellen. Das Verhältnis ist ein anderes geworden: die Frauen werden nicht mehr so hochgehalten wie früher (Frauenb. 603:31). Früher dienten die Männer den Frauen und taten alles, was diese wollten (655:13), aber jetzt vernachlässigen sie dieselben über Jagd, Spiel und Trunk (607:5), und das Verhältnis zwischen Männern und Frauen ist umgekehrt: die Frauen müssen tun, was jene verlangen (654:25). Die Frau soll dem Manne das Leben angenehm machen (Tand. 16670). Ausserdem darf sich die Frau für einen Ritter jetzt nicht mehr schmücken, es sei denn, dass dieser Mann ihr Gatte ist (Frauenb. 603:1). Von ehelicher Minne sei gar nichts mehr zu spüren, früh morgens gehe der Ritter auf die Jagd und kümmere sich mehr um seine Hunde und Pferde als um sein Weib (607:5). Wo die Dichter Betrachtungen über das eheliche Leben anstellen, geschieht dies ganz vom Standpunkt des Mannes aus. Die Hauptfrage ist, was er in einem solchen Verhältnisse verliert oder gewinnt. Die sich für die Frauen ergebenden Folgen werden fast mit keinem Worte erwähnt. Viele Eheleute, behauptet der Dich-

ter der Martina, sind unglücklich, weil die Frau so anspruchsvoll ist (131:3), und weil sie so teuere Kleider haben will, die mehr kosten als die seinigen. Wenn er ihr die Kleider nicht gibt, beraubt sie ihm seiner Ruhe; früh morgens und spät abends sind Seufzer und Tränen ihr Gruss, bis der Mann ganz unglücklich wird. Sie klagt, dass andere Frauen über sie spotten und ihr keine Ehre erweisen, wenn sie nicht schöne Kleider trage. Sie verlangt, man solle sie vor allen anderen loben; sie will die beliebteste von allen sein, und wenn ihr etwas nicht gefällt, bricht sie in Tränen aus. Was sie will, setzt sie mit Gewalt durch, aber sie erlaubt nie, dass ihr Mann das gleiche bei ihr versuche. Der Dichter warnt deshalb den Mann, ohne sorgfältige Überlegung sich nicht zu verheiraten, denn nachdem er eine Frau geheiratet, muss er sie immer behalten, ob sie hässlich, dumm oder krank sei (133:85). Das Bild, das der Dichter von den grossen und kleinen Leiden des Ehemannes entwirft, ist so lebhaft, dass wir auf den Verdacht kommen, er spreche hier, wenn auch nicht aus eigener Erfahrung, so doch wohl auf Grund umfangreicher Beobachtungen.

Obwohl viele Dichter das Behagen und Glück des Mannes zum alleinigen Massstabe der Beziehung zwischen den Geschlechtern machen, zeigen Ulrich von Lichtenstein und der Verfasser der Winsbekin aber auch Würdigung der weiblichen Anschauung, denn sie warnen diese vor der Falschheit der Männer (Winsbekin 164; Frauenb. 1820).

Im wirklichen Leben nimmt die Frau eine sehr untergeordnete Stellung ein: die Autorität des Mannes ist in allen die Gattin und das Familienleben betreffenden Fragen eine unbedingte, die auch niemals angezweifelt wird. Die Frau soll ihrem Gatten mit Fleiss und Demut dienen (Reinf. 11642). Sie soll ihn in Sorge trösten und seinen Zorn durch gütige Worte besänftigen (11625).

Obgleich der Dichter sich die Verherrlichung des höfischen Ideals zum Ziel gesetzt hat, kann er sich jedoch nicht verhehlen, dass viele Frauen diesem Ideale nicht mehr entsprechen. Im Reinfrid klagt der Dichter über das Schwinden der "zuht" der Frauen, deren Sitten und Gebärden wild geworden sind (15206); sie sind nicht mehr tugendhaft, sondern

in Worten und Werken schamlos. Die Frauen sind Schuld daran, dass die Minne nicht mehr ist wie ehedem, denn die Minne ist bei ihnen um Geld käuflich (16890). Er tadelt die Anwendung der Schminke (12212), sowie die Gewohnheit, die Wangen zu kneifen, um sie rot zu machen. Er rügt ferner ihre unanständigen Kleider (15212). Früher, sagt er, hätten die Frauen solche Sitten unwert geachtet (15218). Ulrich von Lichtenstein bildet in dieser Hinsicht die hervorragendste Ausnahme unter seinen Zeitgenossen: während die anderen die Frauen schelten und über sie schmälen, ist er eifrig in ihrer Verteidigung gegen alle Angriffe anderer. Die Frauen seien so wie die Männer sie erziehen, denn sie müssen tun, was die Männer verlangen (Frauenb. 654:26). Sie seien hilflos und können nichts dafür.

Drittens ist doch am allerwichtigsten der Umstand, dass die Dichter in der Schilderung ihrer Heldinnen realistische Züge zur Anwendung bringen, die dem wirklichen Leben entnommen sind. Trotz ihrer untergeordneten Stellung im wirklichen Leben, trotz des Niedergangs der höfischen Verehrung der Frau und des formellen Frauendienstes gewinnt die Frau in der Dichtung mehr und mehr an Bedeutung. Sie erscheint nicht länger als eine blosse Verkörperung des höfischen Ideals, ohne individuelle Merkmale, sondern sie ist in vielen der weltlichen Gedichte eine lebenswahre Gestalt mit allgemein menschlichen Charakterzügen. In vielen Fällen spiegeln diese neuen Eigenschaften das bürgerliche Ideal des Mittelalters wieder, wie z. b. die selbstlose, geduldige, leidende Liebe der Gattin und die tugendhafte "kiusche". Die Frauen dieser Art zeichnen sich durch unbedingten Gehorsam und unwandelbare Liebe und Treue gegen ihre Eheherren aus, und diese Tugenden sind durch die willkürlichste und grausamste Behandlung nicht zu erschüttern. Als höchste Tugend galt oft das stille klagenlose Erdulden selbst der Untreue des Gatten, den die Frau als ihren Gott ansieht. Solche Frauen sind die Mutter und die Gattin des Alexius, "die gute Frau" und Beaflor.

In einigen der religiösen Gedichte wird das Bild der Frau im Gegensatz zu dem des Mannes durch die religiösen Ansichten des Dichters nicht beeinflusst, sondern mit psychologi-

schem Scharfsinn und in konsequenter Weise gezeichnet. Wilhelm von Wenden z. b. bestimmen in seinem Handeln ausschliesslich religiöse Motive, obgleich seine Taten im Dienste seiner Frau ausgeführt werden. Seine Gattin Bene dagegen ist trotz ihres symbolischen Namens mit allgemein menschlichen Eigenschaften ausgestattet. Sie handelt nur aus Liebe und benimmt sich wie jede echte Frau sich benehmen würde, die einfach aus menschlichen Beweggründen handelt.

Die Eigenschaft, die am häufigsten betont wird, ist die Liebe: die Mutterliebe, die Liebe des Kindes zu den Eltern und die der Geliebten zum Geliebten. Selbst in den Gedichten des Artuskreises tritt die Mutterliebe stark hervor. Meleranz' Mutter wird als liebevolle Erzieherin ihres Sohnes erwähnt (170) und grämt sich über seine lange Abwesenheit als er heimlich von Hause weggegangen ist. Auch Tandereis und Claudin haben liebende Mütter. Ausserhalb der Gedichte der Artussage wird die Mutterliebe noch stärker betont. Die Hauptcharaktereigenschaft der Mutter des Partonopier ist ihre Liebe zum Sohne. Benes Pflegemutter empfängt mit grosser Herzensgüte die leidende aber damals noch unbekannte Bene, die mit ihrem Manne heimatlos durch Wälder und Einsamkeit zieht. Benigna pflegt Beaflor als ob sie ihre eigene Tochter wäre. Ebenso zärtlich wird diese Mutterliebe in der didaktischen Dichtung dieser Periode geschildert. Die Winsbekin lebt nur für ihre Tochter, ihre einzige Freude besteht in dem Glücke ihres Kindes. Inmitten der Schilderung des rohen Lebens der Raubritter einerseits und des emporstrebenden Bauernstandes anderseits stellt der Dichter des Meier Helmbrecht auch seine Frauengestalten als realistische Charaktere dar. Helmbrechts Mutter liebt ihren Sohn aufs innigste. Sie schenkt ihm viele schöne Gewänder und sogar "ein röcklîn", das sie sorgfältig für sich aufbewahrt hat. Als der Vater den Sohn unerbittlich von seiner Tür weist, weil sein Gerechtigkeitsgefühl jede Spur des Mitleids und der Liebe verdrängt hat, erbarmt sich seiner nur die Mutter, denn—er ist doch, wenn auch verflucht, noch immer ihr Kind, und ihre Liebe lässt sich nicht aus ihrem Herzen ausrotten.

Die Heldin im Reinfrid liebt ihren Vater zärtlich, und als

sie später vielleicht auf immer fort muss, tröstet sie ihn mit sanfter Liebe, dankt ihm freundlich für seinen Rat und bittet ihn, oft an sie zu denken. (11804).

* * * * * *

In der Schilderung der Frauen jener Tage steht Konrad von Würzburg unter allen anderen Dichtern obenan. Er zeigt das beste Verständnis des weiblichen Gemütes, seiner selbstlosen Liebe und seiner Leiden, und schildert diese Eigenschaften fast mit modernem psychologischen Scharfblicke. Er hält keine langen Lobreden über sie, sondern lässt ihre Handlungen für sich sprechen. Seine Frauen sind nicht mehr höfische, sie sind wirkliche Personen. Meliur z. b. ist eine echte Frau, deren Liebe zu Partonopier und deren sanfte Herzensgüte sich am ersten Abend zeigen, als Partonopier müde von seiner Reise bei ihr einschläft. Obgleich sie gern weiter mit ihm geplaudert hätte (Part. 2160), lässt sie ihn schlafen und—zärtlich wie eine Mutter ihr Kind—küsst sie den Schlafenden. Zweimal entlässt sie ihn, damit er seine Mutter besuchen kann (2843), verzeiht seine Vergehungen und versucht, weil sie ihn liebt, ihn glücklich zu machen. Als er zum dritten mal verlangt, dass sie ihn entlasse, wird sie traurig, weil sie fürchtet, seine Mutter werde ihm raten, sie seinem Gelübde zuwider dennoch anzuschauen. Nachdem ihre Befürchtung Tatsache geworden ist und er sie angeschaut hat, tadelt sie ihn garnicht; tief erschüttert beklagt sie ihr Unglück und wünscht, sie wäre nie geboren, aber sie drückt nur trostlosen Gram aus, und weder Ärger noch Vorwurf (8000). Sie betrauert, dass sie durch seine Tat ihre Zauberkraft verloren hat (8159), dass sie den Spott der Hofleute ertragen muss, doch am allerschwersten wird es ihr sein, ihn entbehren zu müssen, denn sie kann ihn nicht länger vor den Augen der Menschen verbergen. Sie zürnt erst, nachdem ihr Ehrgefühl gekränkt worden ist. Als die Hofleute sie verspotten, flammt ihr Zorn auf (8566), und in ihrem Schmerz jagt sie Partonopier von sich (8574). Sie denkt nicht mehr an ihre Liebe, in ihrer Erregung weiss sie nicht mehr, was sie tut. (8834).

Nur nachdem die Sehnsucht nach der alten Liebe erwacht ist, nur nachdem diese Sehnsucht ihr gekränktes Ehrgefühl gänzlich überwunden hat, wird sie bereit sein, ihm zu verge-

ben. Während Irekel versucht, sie mit Partonopier zu versöhnen, bleibt sie äusserlich unbeweglich, lange nachdem ihr Zorn erlöscht ist. Sobald sie aber bereit ist, nachzugeben, tut sie dies ganz und gar (11735), weil sie fürchtet, er sei tot, und ihre Reue komme zu spät (11975). Sie beklagt, dass sie ihn in ihrer dummen Hartnäckigkeit nicht zurückgerufen habe; es sei ihre Schuld, dass sie jetzt unglücklich sei; es sei ihr wie allen "dumben" Frauen geschehen, die unvernünftig wären und immer ihren eigenen Willen durchsetzen wollten. Sie leidet unter dem Spott der Irekel, die sie nicht verstehe, weil sie nie geliebt habe.

Irekel ist eine kluge Jungfrau, ohne deren selbstloses Streben die Versöhnung zwischen Meliur und Partonopier niemals möglich gewesen wäre. Sie weiss, dass der Mensch, und besonders die Frau, das am liebsten hat, was ihr versagt wird, und weil sie ihre Schwester zärtlich liebt, versteht sie, wie weit sie ihre List treiben kann.

Ein anmutiges Bild gibt uns der Dichter von dem jugendlichen Eifer der Irekel. Als Partonopier von den Hofleuten in Meliurs Kammer entdeckt wird, hört sie den Lärm und läuft aus Neugier gleich hin, indem sie ihr Kleid unterwegs zuknöpft.

Obschon Heinrich von Freiberg ein getreuer Anhänger des ritterlichen Ideals in seiner höchstentwickelten Form ist, zeigt er doch in der Art und Weise, wie er seine Heldinnen schildert, "äusserst feinfühliges Verständnis der weiblichen Eigenart." Die "blunde" Isolde, die durch unüberwindbare Leidenschaft gefesselt und ihrem eigenen Gatten fortwärend untreu ist, liebt Tristan mit ganzem Herzen. Ihr Schmerz über Tristans Tod zeigt, dass sie ihn wirklich geliebt. Als sie erfährt, Tristan sei tot, glaubt sie, es könne ein anderer Tristan sein (6516). Nachdem sie aber die Gewissheit erhalten, dass es ihr Tristan ist, fällt sie vor Schmerz ohnmächtig zu Boden. Wieder zu sich gekommen, spricht sie kein Wort sondern winkt nur mit der Hand, dass man sie zu dem geliebten Toten führe. Sie stürzt sich auf ihn, küsst ihn, drückt ihre Wange an die seinige, und umfängt ihn mit ihren Armen; aber kein Wort kommt über ihre Lippen—der Tod rafft sie hinweg, denn ausser Tristan ist ihr nichts mehr begehrenswert auf Erden.

Isolde Weisshand zeigt rein weibliche Züge in noch weit höherem Grade. Sie ist nicht nur stolz und würdevoll, wie es einer hochgeborenen Frau geziemt, sondern auch selbstlos, und immer treu gegen den Mann, der ihr untreu ist, und bildet einen starken Gegensatz zu der leidenschaftlichen selbstsüchtigen Liebe der ''blunden'' Isolde. Sie ist betrübt über Tristans sonderbares Benehmen und denkt, dass sie vielleicht daran Schuld sei. Weil sie keinen Grund finden kann, warum er so handelt, hält sie dieses Benehmen für Sitte in Parmenie (1826); aber sie denkt niemals an die Möglichkeit, dass Tristan ihr nicht treu sei. Obgleich sie tief gekränkt ist, verrät sie nichts davon, weder der Mutter noch den Andern. Äusserlich gefasst, ist sie innerlich sehr unruhig aber seine Entschuldigung tröstet sie, und voller Liebe ist sie bereit, ihm zu vergeben, und das, was sie für ihr Recht hält, zu entbehren. Ihre Selbstlosigkeit tritt in dieser Tat deutlich zu Tage, denn sie ist in tiefstem Herzen betrübt. Nach Frauenart tröstet sie sich, es werde nur ein Jahr dauern, und lässt ihn niemals gewahr werden, wie traurig sie ist. Obgleich er die ihr unbekannten Frauen, die sie der Minne ihres Gatten berauben, als die allerschönsten lobt, ist sie nicht eifersüchtig und will ihm helfen, sein vermeintliches Gelübde zu halten.

Endlich kommt er schwer verwundet wieder; kein Arzt kann ihm helfen. Er sendet nach der ''blunden'' Isolde, der einzigen, die ihm Hilfe bringen kann. Der Schiffer solle ein weisses Segel aufziehen, wenn sie komme, ein Schwarzes, wenn sie nicht komme. Isolde Weisshand pflegt derweilen ihren Tristan, wie ihre Herzensgüte gebietet. Der Dichter sagt, er wisse nicht, ob es sie gräme, dass Tristan nach der anderen Isolde gesandt habe (6368); man sehe es ihr nicht an. Sie tritt oft an das Fenster um die Ankunft des Schiffes zu erspähen. Endlich sieht sie das glänzend weisse Segel im Winde flattern, aber die für Tristan frohe Botschaft vermag sie ihm nicht mitzuteilen, denn tief in ihrem Herzen ist diese liebende und oft gekränkte Frau jetzt zum erstenmal auf die ''blunde'' Isolde eifersüchtig, die ihrem Tristan lieber gewesen ist als sie selbst. Ihre Treue hat dem sonderbaren Betragen Tristans lange verziehen und ihn glücklich machen wollen. Jetzt in dem Augenblicke, wo sie ihm selbst gern beigestanden hätte,

wird sie zurückgewiesen, und eine andere tritt an ihre Stelle. Sie hat ihn lange entbehrt, sie hat sich lange nach ihm gesehnt; jetzt ist das weisse Segel für sie der Bote, dass sie sich vielleicht auf immer von ihrem Gatten trennen soll, und so beraubt sie ihn seines letzten Trostes, und das gekränkte Weib kann nicht länger selbstlos handeln. Sie bereut ihre Lüge gleich, aber umsonst. Tristan ist tot. Mit unbeschreiblichem Schmerz schreit sie laut auf; alle Freunde klagen und jammern.

(Tristan 6492). jedoch leit die meiste nôt
um in Isôt Blanschemaîns.

* * * * * *

"Meier Helmbrecht" gewährt einen Einblick in das alltägliche Bauernleben der damaligen Zeit; der Dichter behandelt in geschickter Analyse das Verlangen der Bauernfrauen, sich über ihren Stand zu erheben und damit die schweren Pflichten derselben abzustreifen, eine Tendenz, welche für das Zeitalter bezeichnend ist. Die Frauen wie die Männer wollen die höfische Sitte nachahmen und streben nach dem Glanz des ritterlichen Lebens. Die kostspieligen Kleider—besonders die glänzenden Farben derselben—und die mit Schellen behängten Ärmel des Meier Helmbrecht werden von den Frauen und Mädchen mit Entzücken angesehen. (205).

In einer Beziehung gehört Gotelinde dem neuen Zeitalter an; sie lässt sich durch den Flitterglanz des Lebens bei den Räubern verblenden. Die herrlichen Kleider des Bruders und sein Versprechen, dass auch sie in grosser Pracht und anmutiger Musse leben wird, locken sie aus der Heimat. Das Bauernleben ist, besonders für die Frauen, ein fortwährendes Arbeiten ohne viel Abwechslung oder Ruhe, während sie sich vor allem nach dem Glanz des Lebens, nach den Freuden, Herrlichkeiten und der Freiheit der Höherstehenden sehnt. Der Bruder stellt dem "suweren" Leben der Bauern das müssige Leben bei Lemberslint gegenüber: wenn sie zu Hause bleibt, muss sie einen Bauern heiraten und auf Lebenzeit arbeiten. Ganz besonders herrlich sei das Leben bei seinem Freunde. Er redet ihr sogar ein, sie sei nicht das Kind ihres Vaters. Obgleich sie das neue glückliche Leben mit höchster Freude erwartet, ist sie nicht ganz und gar selbstsüchtig; sie

will dem Lemberslint das Leben glücklich gestalten. Sie hält sich für glücklicher als ihre Schwester, verlässt Vater und Mutter, und folgt dem Manne, von dem sie alles Glück erwartet, in ein neues unbekanntes Leben. Obgleich ihre Eitelkeit und ihre Sehnsucht nach Reichtum das erste Interesse daran erweckten, zeigt sich gleich ein edler Zug in ihrem Charakter —sie glaubt in diesem Unternehmen, auch eine Gelegenheit gefunden zu haben, den Mann, der sie beglücken will, ebenso glücklich zu machen (1409).

* * * * *

Bei Betrachtung der Ausführungen der Dichter betreffs der Frauen und ihrer Lage steigt uns oft die Frage auf: was die Frau selbst von den damaligen Zuständen hielt, ob auch sie mit bedauerndem Verlangen auf die glückliche Vergangenheit zurückschaute. Konrad von Würzburg beantwortet diese Frage: Seine Meliur ist mit den gesellschaftlichen Zuständen und Vorurteilen, und der bedrückten Lage ihres Geschlechts äusserst unzufrieden:

Part. 15596. wir hân daz reht, wir armiu wîp,
daz wir trûren, sô die man
kein ungemüete vellet an
von herzenlichen sachen.
wir weinen, sô si lachen,
und unser wîplicher name
twinget uns von rehter schame,
daz wir niht entsliezen in
getürren manegen ungewin
den wir durch si ze herzen tragen.
sîn leit durchgrunden unde sagen
mac der man dem wîbe wol:
kein wîp dem manne künden sol
ir ungemüete sorgen rîch.
dâ von ist ez vil ungelîch:
uns armen wîben ist gegeben
alhie ein harte trûric leben
und trûreclichez herzen sêr,
daz uns beswaeret iemer mêr.

Sie beklagt nicht den Verlust der äusseren Formen des

Frauendienstes, noch den Untergang der Frauenverehrung im höfischen Sinne.

* * * * *

Aus dem Vorhergehenden ergibt sich, dass in den Werken der Dichter, die auf die höfischen Klassiker folgten und diese als Vorbild benutzten, gegenüber ihren klassischen Mustern gewisse Ähnlichkeiten und Unterschiede vorkommen, die sich in drei Gruppen einteilen lassen: Die *erste* Gruppe umfasst die nur äusserlichen Einzelheiten der Beschreibung der Frauen und deren Behandlung in Bezug auf die höfischen Umgangsformen. Weil diese sich leicht beibehalten liessen, sind sie am häufigsten nachzuweisen. Mit einer Ausnahme sind alle Hauptfrauengestalten schön, sowie alle anderen, die überhaupt beschrieben werden, ausgenommen die schlechten und einige aus den niederen Klassen. Hohe Geburt, "zuht" und "tugent" werden als wichtige Eigenschaften der Frauen betrachtet. Diese äusserlichen Ähnlichkeiten zeigen jedoch schon geringe Abweichungen von dem höfischen Ideale.

In die *zweite* Gruppe gehören die Elemente welche — trotz bewusster Beibehaltung der äusserlichen höfischen Formen—sogar in den genauesten Nachahmungen wenigstens einige gründliche Veränderungen der Gesinnung der Zeit zeigen. Obgleich die äusserlichen Sitten und Gebräuche des höfischen Frauendienstes ziemlich rein bewahrt sind, so ist z. b. die Verteidigung der Frau auch hier schon eine unangenehme Pflicht geworden, die das Vergnügen des Ritters stört. Alle weltlichen Gedichte, die ausserhalb des Artuskreises stehen, bezeugen den raschen Verfall der höfischen Ideale und zeigen den Versuch des Dichters, dem gänzlichen Untergang derselben Einhalt zu tun. Die religiösen Dichter passen die höfischen Formen ihrem Zwecke an, aber der Geist des alten Frauendienstes ist verschwunden; in den meisten Legenden ist sogar die Form nicht mehr gewahrt. Die Dichter dieser Periode und die Beschreibung der wirklichen Zustände der Zeit im Meier Helmbrecht beweisen, dass dieser Untergang höfischen Wesens auch in der Wirklichkeit stattgefunden hat. In der Schilderung der Frauen selbst gehen ähnliche Veränderungen vor sich. Die Artusgedichte bewahren die verschiedenen höfischen Typen; in den anderen weltlichen Ge-

dichten erschienen Frauen, die trotz ihrer höfischen Eigenschaften doch die entschieden unhöfische Tendenz der Zeit bezeugen. In vielen Fällen aber haben die religiösen Ansichten des Dichters die höfischen Elemente wesentlich verändert oder verdrängt.

Als *dritte* Gruppe kommen die realistischen Elemente in Betracht, die aus dem Verfall der höfischen Ideale entstanden. Daraus, dass die Dichter den Frauen die Schuld zuschieben, sowie aus gewissen an die Frauen gerichteten Ermahnungen, ihrer Pflichten zu gedenken, ergibt sich, dass die Frau ihre hohe Stellung der höfischen Periode im wirklichen Leben verloren hat und in Gefahr steht, diese in der Dichtung gänzlich zu verlieren. In gewisser Hinsicht hat sich die Frau aber zur selben Zeit eine bessere Stellung erworben. Anstatt dass sie als eine hölzerne Gestalt und Vertreterin eines albernen Ideals erscheint, wird sie jetzt von vielen Dichtern als ein lebenswahres Wesen geschildert. Als das Formelhafte in der Beschreibung der Frau verschwand, als das unnatürliche Verhältnis des Frauendienstes immer mehr zurücktreten musste, entwickelte sich neben den realistischen Tendenzen der Zeit auch eine psychologische Charakterschilderung der Frau, welche lange vor der des Mannes Ausdruck fand. Die Frau war der Mittelpunkt des höfischen Frauendienstes bei diesen Dichtern wie bei den Klassikern. Ihre Stellung in der Dichtung ist bei deren Nachfolgern in vielen Beziehungen gründlich verändert worden, aber das Ideal der Liebe, obwohl manchmal auch verändert, bleibt durch diese ganze Periode hindurch bestehen.

Das neue Zeitalter zeigt also in Bezug auf die Frauen zwei bestimmte Tendenzen: erstens, eine geistliche: die übersinnlich-mystische des Marienkultus und der Nachahmungen der Mariendichtungen; zweitens, eine weltliche und zugleich realistische.

München. Myrtle Margaret Mann.

3 0112 062040875